

(Nachdruck verboten.)

89]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Mesø.

Gustav stolzierte nach wie vor mit seinem Bündel umher, ohne Hand anzulegen; die anderen lachten ihm ermunternd zu.

Der Verwalter kam wieder herunter und ging auf ihn zu. „Dann spanne an, ehe Du gehst,“ sagte er kurz. „Ich werde Deine Pferde fahren.“

Ein wütendes Knurren ging von Mann zu Mann. „Wir soll'n den Hund mithaben!“ sagten sie halblaut zu einander. „Wo is' der Hund? Wir soll'n den Hund mithaben.“ Der Verwalter sollte es hören.

Es ward nicht besser, als Mons die Treppe herunterkam, das Gesicht ein wunderbar frommes Schielen, und sich einen Behnkronenschein vor den Bauch hielt. „Nu is' es ganz egal, denn wir soll'n den Hund mit haben!“ sagte Erik. Mons' Gesichtsausdruck wechselte mit einem Ruck. Er fing an, grimmig zu fluchen. Sie gingen umher und machten sich an den Wagen zu schaffen, ohne Hand anzulegen; ihre Augen leuchteten boshaft.

Der Verwalter kam, zur Fahrt angekleidet, die Treppe hinab. „Na, wird's bald mit dem Anspannen?“ donnerte er.

Die Leute auf Stengaarden beobachteten die Rangfolge ebenso genau wie die eigene Bevölkerung der Insel, und sie war ebenso verwickelt. Der Großknecht saß bei Tische obenan und nahm zuerst, beim Mähen ging er vorne, und beim Aufladen des Fuders, wenn eingefahren wurde, ging ihm die erste Magd zur Hand; er war der erste, der des Morgens auf war, und ging vorne, wenn sie aufs Feld hinauszogen, niemand durfte die Gerätschaften niederlegen, ehe er es getan hatte. Nach ihm kam der zweite Knecht und dann der dritte usw., und endlich die Tagelöhner. Wo nicht persönliche Vorliebe mißspielte, war der Großknecht ganz selbstverständlich der Beliebte der ersten Magd usw. die Reihe hinab; zog einer von ihnen weg, so übernahm der Nachfolger das Verhältnis — das war der Gleichgewichtszustand. Hier wurde die Rangfolge jedoch oft unterbrochen, niemals aber, wo es sich um die Pferde handelte. Gustavs Pferde waren die schlechtesten, und keine Macht der Welt würde den Großknecht oder Erik dazu bewegen haben, sie zu fahren — nicht einmal der Gutsbesitzer selber.

Der Verwalter wußte das und sah, wie sich die Knechte darüber ergöyten, als Gustavs Kraden vorgespannt wurden. Er schludte den Neger herunter; aber als sie übermütig Gustavs Fuhrwerk als hinterstes in der Reihe aufstellten, war's ihm denn doch zu arg. Er befahl, daß sie es vor den anderen auffahren sollten.

„Meine Pferde pflegen nich' hinter den Arschlöppern zu gehen!“ sagte Karl Johan und warf die Zügel hin; es war das Spottnahe für den letzten in der Reihe. Die anderen standen da und lachten, so daß der Verwalter nahe daran war, aufzubrausen.

„Bist Du so darauf verlesen, an der Spitze zu fahren, na, denn meinestwegen,“ sagte er beherrscht. „Ich kann sehr gut hinter Dir fahren.“

„Ne, meine Pferde kommen nach denen des Großknechts, ich will nich' hinter den Arschlöppern herfahren,“ sagte Erik.

Dies war offenbar ein Schimpfwort, so wie sie es wiederholten, einer nach dem anderen, während sie verstoßen hiniüberschießten. Sollte er sich das die ganze Reihe hinunter gefallen lassen, so war er einfach unmöglich hier auf dem Hof.

„Ja, und meine gehen hinter Eriks her,“ sagte Anders jetzt — nicht hinter — — Gustavs,“ begriff er sich schnell. Der Verwalter hatte seinen Blick in ihn hineingebohrt und tat einen Schritt vor, um ihn auf das Pflaster niederzuschlagen.

„Ihr seid ja heute ganz verrückt,“ sagte er. „Aber jetzt fahre ich voran, und wer sich untersteht, zu muhen, soll einen an's Maul haben, daß er noch fünf Tage in der nächsten Woche daran denkt!“ Er fuhr in einem Bogen um die Reihe herum. Eriks Pferde, die sich vordrängen wollten, bekamen

einen Schlag mit der Peitsche, so daß sie sich bäumten. Erik ließ seine Wut an den Tieren aus.

Die Leute gingen niedergeschlagen umher und ließen sich Zeit, um einen Abstand zwischen sich und dem Verwalter zu schaffen.

„Ja, denn müssen wir woll man sehen, daß wir wegkommen!“ sagte Karl Johan und setzte sich auf den Wagen. Der Verwalter war schon ein gutes Stück Wegs weitergekommen, Gustavs Kraden nahmen sich heute gewaltig zusammen — es gefiel ihnen offenbar, voran zu sein. Aber Karl Johans Pferde waren mißvergnügt und trieben an, die neue Ordnung war nicht nach ihrem Sinn.

Beim Kaufmann machten sie Halt und besserten die Laune ein wenig auf. Als sie wieder auf die Landstraße hinauskamen, wurden Karl Johans Pferde auffällig, er mußte sie zur Ruhe zwingen.

Das Gerücht von dem Fang hatte sich über das Land verbreitet und Wagen von anderen Gütern holten sie ein oder begegneten ihnen auf dem Wege nach den Fischerdörfern. Diejenigen, die näher an die Stadt heranwohnten, waren schon auf dem Heimwege mit übervollen Fudern.

„Sehen wir uns in der Stadt bei einem Glas?“ rief ein Knecht Karl Johan im Vorüberfahren zu. „Ich soll noch eine Fuhre holen.“

„Ne, wir fahren heut' Herrschaftsfahrt!“ sagte Karl Johan und zeigte auf den Verwalter.

„Ja, ich seh ihn — der fährt heut' aber fein. Ich dacht', es wär' König Lazarus.“

Ein Bekannter von Carl Johan kam ihnen entgegen mit einem bis an den Rand gefüllten Wagen voll Heringe. Er war der einzige Knecht auf einem der kleinen Gehöfte. „Du bist auch wohl in der Stadt gewesen und hast Wintersutter geholt?“ sagte Carl Johan und hielt die Pferde an.

„Ja, für die Schweine!“ antwortete der andere. „Für uns selbst haben wir schon vor der Ernte eingenommen. Dies is ja keine Menschennahrung!“ Er nahm einen Hering zwischen die Finger und tat so, als breche er ihn mitten durch.

„Aee, für solche große Herren woll nich,“ entgegnete Carl Johan bissig. „Du bist ja so vornehm, daß Du am selben Tisch mit Deinem Herrn und der Hausfrau isst, hab ich man gehört.“

„Ja, das is mit mal so Brauch bei uns,“ antwortete der andere. „Wir kennen das nich mit Herren und Hund.“

„Dann is es woll auch wahr, daß Du jede zweite Nacht bei der Frau liegst?“ sagte Carl Johan giftig. Die andern lachten. Der fremde Knecht erwiderte nichts, sondern fuhr weiter. In Carl Johans Innern fraß die Wut — er konnte es nicht lassen, zu vergleichen.

Sie hatten den Verwalter eingeholt, und nun wurden die Pferde ganz fullerig; sie wollten fortwährend vorbei und benutzten jeden unbewachten Augenblick, um vorzugehen, so daß Carl Johan kurz davor war, die Deichsel in das Hinterteil von des Verwalters Wagen hineinzufahren. Schließlich hatte er es satt, sich mit ihnen abzuladen, er ließ ihnen die Zügel schießen, sie fuhren über den Grabenrand hinaus und vor Gustavs Gespann, tanzten ein wenig auf der Landstraße und beruhigten sich dann.

Jetzt war an Eriks Pferden die Reihe, fullerig zu werden.

Auf dem Hofe wurden alle Tagelöhnerfrauen auf den Nachmittag bestellt. Das Jungvieh war in der Hürde, und Pelle brachte Bottschaft von Hütte zu Hütte. Er selber sollte zusammen mit Lasse den Frauen zur Hand gehen und war entzückt über diese Unterbrechung des täglichen Einerleis; das war ein förmlicher Ferientag für ihn.

Zur Mittagszeit kamen die Knechte mit der schweren Fuhre Heringe zurück. Sie wurden auf das Pflaster auf dem oberen Hof um die Pumpe herum geschüttet. In der Stadt war keine Gelegenheit gewesen, über die Stränge zu schlagen, und an Gelegenheit gewesen, über die Stränge zu schlagen, und infolgedessen war die Stimmung schlecht. Nur Mons, dieser Affe, ging umher und graste über das ganze Gesicht; er war bei seiner kranken Mutter mit dem Geld für Doktor und für Arznei gewesen und kam im letzten Augenblick mit einem

Bündel unter'm Arm und war in strahlendster Laune. „Was das eine Arznei!“ wiederholte er einmal über das andere und schmalzte mit der Zunge — „eine verzehrend starke Arznei.“

Er hatte einen harten Kampf mit dem Verwalter zu bestehen gehabt, ehe er Erlaubnis bekam, seine Besorgung zu machen. Der Verwalter war ein mißtrauischer Mann, aber Mons' zitternden Worten gegenüber, daß es doch hart wäre, einem armen Mann die Erlaubnis vorzuenthalten, seiner kranken Mutter zu helfen, war nicht gut standzuhalten. „Noch dazu wohnt sie hier ganz in der Nähe, und ich seh' sie am Ende nie im Leben wieder,“ sagte Mons betrübt. „Und das Geld, das ich zu dem Zweck von dem Herrn gefriegt hab'? Soll ich das am Ende in Branntwein verkleckern, während sie daliegt und sich mal das trodene Brot hat?“

„Nun, wie geht es denn Deiner Mutter?“ fragte der Verwalter, als Mons im letzten Augenblick atemlos gestürzt kam.

„Ach, sie macht es woll nicht mehr recht lange!“ sagte Mons mit einem Beben in der Stimme. Dabei strahlte er aber über das ganze Gesicht.

Die anderen gingen herum und sahen wütend zu ihm hinüber, während sie die Heringe abluden. Sie hätten ihn prügeln können für sein schweinemähiges Glück. Aber das gab sich, als er in der Kammer sein Bündel aufnotete. „Das schickt Euch meine kranke Mutter!“ sagte er und holte eine Krufe Branntwein heraus.

„Und sie läßt Euch auch vielmal grüßen und Euch danken, weil Ihr so gut gegen ihren kleinen Sohn seid.“

„Wo bist Du gewesen?“ fragte Erik.

„Ich hab die ganze Zeit oben in der Wirtschaft auf dem Hafenhügel gefessen, um Euch nicht aus den Augen zu verlieren; ich konnte den Blick gar nicht von Euch losreißen, so famos durstig sah't Ihr aus. Daß Ihr Euch nicht pardaus auf den Bauch gelegt und aus dem Meer getrunken habt, alle zusammen!“

Am Nachmittag sahen die Tagelöhnerfrauen und die Mägde um die großen Heringshausen draußen bei der Pumpe und fehlten die Fische aus. Lasse und Pelle pumpten Wasser zum Spülen und reinigten die großen Salztönnen, die die Knechte aus dem Keller herbeiholten. Zwei von den ältesten Frauen hatten das verantwortungsvolle Amt des Salzens. Der Verwalter ging vor der Haupttreppe auf und nieder und rauchte seine Pfeife.

Das Heringeinlegen gehörte sonst zu den vergnüglichen Arbeiten, aber heute herrschte Mißstimmung über der ganzen Linie. Die Frauen schwatzen drauflos während der Arbeit, aber das Schwatzen war nicht unschädlich, es war an eine bestimmte Adresse gerichtet — die Knechte hatten sie aufgewiegelt. Wenn sie lachten, klang es, als hätten sie einen Hintergedanken. Die Knechte mußten herausgerufen werden, und jedes Ding, das ausgeführt werden sollte, mußte ihnen einzeln befohlen werden. Widerwillig verrichteten sie die Arbeit und zogen sich sofort wieder in ihre Kammern zurück. Dadrinnen aber waren sie um so lustiger, sie sangen laut und trieben Kurzweil.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Karneval im Süden.

Von Walter Pöhl.

Als Goethe in den Jahren 1787 und 1788 in Italien weilte, stand der römische Karneval noch in voller Blüte. Papst Pius VI. folgte dem Beispiel seiner Vorgänger: er hütete sich, dem Volke den Karneval durch kirchliche und polizeiliche Maßnahmen zu verleiden. Das Aschekreuz, das sich am Aschermittwoch jeder in der Kirche vom antierenden Geißlichen auf die Stirn malen ließ, und die Fasten hoben ja alle begangenen Sünden und Mährheiten wieder auf. Ueberhaupt ist das Papsttum, wenn es seinen Interessen entsprach, in der Schonung althergebrachter Volksfeste immer sehr weitherzig gewesen. Einige Päpste — so geht die Mär — sollen sogar aktiv am Karneval teilgenommen und im Konfettikampfe wacker ihren Mann gestanden haben, natürlich in entsprechender Verkleidung. Jedenfalls steht fest, daß mancher Abbatte in den Tagen der Tollheit sein schwarzes Gewand mit einem karnevalistischen vertauscht und sich vergnügt in das Gemoge des Korjos gemischt hat — nach dem fidelem Refrain:

Sei fa, lustig und Zuchel!
Brüder, ich bin mit dabei!

In Wahrheit, der römische Karneval ist damals volkstümlich im höchsten Grade gewesen, und alle Stände, die niedrigsten wie die höchsten und heiligsten, haben ihm in Fröhlichkeit gehuldigt.

Aber heute ist es mit ihm vorbei — der ganze tolle Zauber ist zerflogen. Es ist, als ob dem modernen Geschlecht der Ewigen Roma die Erinnerung an die Glanzzeit des närrischen Prinzen Karneval völlig geschwunden sei.

Der diesen früheren römischen Karneval in seiner packenden Lebendigkeit und seinem schäumenden Liebermut kennen lernen will, kann nichts Besseres tun, als Goethes meisterliche Schilderung zu lesen, die er im „Zweiten Aufenthalt in Rom“ eingeschoben hat. Noch unmittelbarer ist die Wirkung beim Lesen der Separatausgabe „Das Römische Karneval“, da sie mit zwanzig erläuternden farbigen Tafeln geschmückt ist. Sie wurde gedruckt im Jahre 1789 bei Johann Friedrich Unger in Berlin und in Kommission verlegt bei Wilhelm Ettinger in Weimar und Gotha. Goethe hatte seinem Hausgenossen, den Maler Georg Schütz, gebeten, die einzelnen Masken flüchtig zu zeichnen und zu kolorieren.

Weim ersten Karneval war Goethe von dem kunterbunten Treiben und ohrenbetäubenden Lärmern nicht sehr erbaut. „Nun ist der Narrheit ein Ende,“ schreibt er am Aschermittwoch des Jahres 1787. „Die unzähligen Lichter gestern Abend waren noch ein toller Spektakel. Das Karneval in Rom muß man gesehen haben, um den Wunsch völlig loszuwerden, es je wieder zu sehen. Zu schreiben ist davon gar nichts, bei einer mündlichen Darstellung möchte es allenfalls unterhaltend sein. Was man dabei unangenehm empfindet, daß die innere Fröhlichkeit den Menschen fehlt, und es ihnen an Geld mangelt, daß Bißchen Lust, was sie noch haben mögen, auszulassen. Die Großen sind ökonomisch und halten zurück, der Mittelmann ist unermügend, das Volk lahm. An den letzten Tagen war ein ungläublicher Lärm, aber keine Herzensfreude. Der Himmel, so unendlich rein und schön, blickte so edel und unschuldig auf diese Poffen.“ Der zweite Karneval im Jahre 1788 änderte Goethes Ansicht sehr wesentlich. Nach Verlauf des Festes schreibt der Dichter: „Wenn man einmal zum Künstler geboren ist und gar mancher Gegenstand der Kunstanschauung zuzug, so kam diese mir auch mitten unter dem Gewühl der Fastnachtsorchestern und Absurditäten zu Gunsten. Es war das zweite Mal, daß ich das Karneval sah, und es mußte mir bald auffallen, daß dieses Volksfest, wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Beben, seinen entschiedenen Verlauf hatte. Dadurch ward ich nun mit dem Getümmel veröhnt, ich sah es an als ein anderes bedeutendes Naturerzeugnis und Nationalereignis; ich interessierte mich dafür in diesem Sinne, bemerkte genau den Gang der Torheiten und wie das alles doch in einer gewissen Form und Schicklichkeit abließ.“ Und so entstand die Beschreibung des römischen Karnevals, die den Verlauf des übermütigen Festes, „das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst gibt“, in höchster Anschaulichkeit vorführt.

Der ganze bunte, tolle, lachende Schwarm der Masken: zantfächtige Pseudofrauen, weibliche Pulcinellas, imitierte Advokaten, verliebte Quarqueri und Hahnreie, jammernde Bettler und Bettlerinnen, hübsche Landmädchen, niedliche Frascatanerinnen, neapolitanische Schiffer, Fischer und Sbirren, weißgekleidete Gespenster, große Zauberer, bürtenschwingende Stallknechte und zubringliche Vetturine, zieht vorüber. Dazu die aufgepuhten Wagen mit schönen, glutäugigen Damen, die Prachtkarossen des Gouverneurs und des Senators, der beiden ersten Gerichts- und Polizeiherrn von Rom, die prächtig uniformierten und berittenen Gardes des Papstes und eine Menge anderer fesselnder, farbenreicher und lebhaft agierender Erscheinungen. Das drängt und schiebt in unaussprechlicher Bewegung durcheinander, gleißt und glänzt und prunkt, ruft sich Redworte zu, akklamiert die lächelnden Schönheiten in den Wagen, spendet stürmischen Beifall den plädiierenden Advokaten, belacht die lajziven Scherze der Hahnreie, entlockt gräuliche Töne gewundenen Muscheln, jubelt den mit kleinen Wefen kühn zur Offensive übergehenden weiblichen Masken zu, liefert jauchzend stürmische Schlachten mit Konfetti, damals noch von Gips, nicht von Papier, und tobt sich, aus, wie sich eben nur ein von allem Zwange befreites Narrentum austoben kann. Weim Raben der Dämmerung pressen sich die Massen nach beiden Häuserreihen zusammen, eine Gasse wird frei, und durch sie hindurch sprengen den Corso entlang in wilder, wahnsinniger Hast unberittene, festlich aufgepuhte Verberpferdchen — das Wettrennen, der Clou des römischen Karnevals, ist in fausender Eile vorübergerast. In tausendköpfigen Festinen, in Theatervorstellungen mit prachttropfenden Bühnendekorationen, in blendenden Fluten von Licht atmet der Karneval aus. Die finale ist da — der Scheiterhaufen! Auf der Höhe des Holzstoßes pendelt am Pfahl eine kostümierte Gestalt. Bald züngeln Flämmchen aus dem Haufen, lecken gierig an der Gestalt, einer Kuppe, empor und lodern schließlich in grimmiger Wut als gewaltiges Fanal auf, das weit über die Ewige Stadt leuchtet — der Karneval ist verbrannt, ist zu Asche geworden, ist vorbei!

Er ist für immer vorbei, der römische Karneval. Daß er aus der Asche wie der Vogel Phönix wiedererstehe, ist ausgeschlossen. Nicht Mangel an Geld, nicht die Verarmung zahlreicher Mitglieder der römischen Aristokratie, nicht das neue Regiment im Quirinal, nicht polizeiliche Dekrete sind der Auferstehung im Wege, sondern die einfache Tatsache, daß eine neue Zeit neue Ideale geboren hat. Aus der Naivität, aus dem kindlichen Hindämmern und sorglosen Hinleben ist die Masse des Volkes herausgetreten — sie ist reifer, aufgeklärter und klüger geworden, verfolgt mit Eifer soziale und politische Ziele, ringt nach Macht und Ansehen und läßt sich durch

festivitäten, durch sogenannte Volksfeste, mögen sie auch noch so tief in der Vergangenheit wurzeln, nicht mehr von der aufsteigenden Bahn ablenken. Das gilt nicht nur für die Bevölkerung Roms, sondern für die der ganzen zivilisierten Erde. Am Narrentum auf der Straße hat das Volk den Geschmack verloren, und um so mehr, als die Clowns im Zirkus, die Possen im Variété, die Fülle der Witzblätter, die Ausstattungsstücke auf der Bühne Tag für Tag genug des Alts und der kostümlichen und dekorativen Feerie bieten. Masken, die als Chinesen, Japaner, Indier, Mohren, Araber auf der Straße herumlaufen, erwecken kein Interesse mehr, denn sie sind in der Zeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe, in der Zeit des hochgefeierten Weltverkehrs, der die Völker durcheinanderwirbelt, jeden Tag und jede Stunde in wirklicher Echtheit zu sehen.

So ist der Karneval in Rom von der Straße verschwunden — er begehrt nur noch in der Form der Maskenbälle in großen Vergnügungslökalen und im geschlossenen Zirkel. Und wie Rom, so auch in den übrigen Städten Italiens, ausgenommen Venedig. Diese Wandlung ist um so augenfälliger, als gerade die romanischen Völker früher dem Karneval mit Leib und Seele ergeben waren. Noch um die Wende des 18. Jahrhunderts wurde er in jedem Nest gefeiert, sogar auf den einsamen Balearen. Auch das ist vorbei. Vorbei der Karneval in Madrid, wo der König für die Karnevals-bälle ein großes Amphitheater hatte bauen lassen, zu dem jeder Masse der Zutritt für zwanzig Reales gestattet war, und wo der spanische Nationaltanz, der fandango, unter dem Geplapper der Kastagnetten meisterlich erlutet wurde. Auch auf Straßen und Plätzen, auf der Puerta de Sol, der Plaza Mayor, der Plaza del Oriente und besonders in der alten Toledostraße mit ihren Nebengassen und auf der Plaza dela cebada und der Puerta de Moros, wo das eigentliche Volk haust und der Marktverkehr mozt, entwickelte sich ein tolles Maskenleben, dem es an Wankelgängern, meist stimmbegabten Zigeunern, an leidenschaftlich getanzten fandangos und Sequidillas, an heiteren und stürmischen Szenen, an Grazie und Anmut nicht fehlte. Das heiße Blut der Männer und Weiber, die bei den Maskeraden in Streit geraten waren, konnte sich genügend abkühlen in zwei Karnevalsgefängnissen, von denen das eine die humorvolle Aufschrift „Käfig für die Hähne“ und das andere „Käfig für die Hühner“ trug. Beide Gefasse sollen immer stark besetzt gewesen sein, obwohl die höflichste Polizei gegen jede mildgewordene Donna die höchste Nachsicht walten ließ.

Nur wenige Städte im Süden haben den Karneval auf der Straße beibehalten. Wo es geschehen ist, liegt der Grund in dem Verlangen, aus möglichst starkem Fremdenverkehr finanziellen Nutzen zu ziehen. Die Venezianer wissen, was sie den Fremden zu verdanken haben. Die Lagunenstadt hat denn auch das Karnevalstreiben, mit dem sie schon im Mittelalter und in der Renaissance zahlreiche Fremden anlockte, als „Sehenswürdigkeit“ weiter gepflegt. Vom Giobedi grasso (dem letzten Donnerstag vor Fastnacht) an ist der Markusplatz ein großer offener Masken- und Ballsaal, in dem die Pierrots, Harlekins, Dominos, Weichtäter und Jesuiten, die rotrodigen Tatti und diabäuglichen Nuschel, die wohlgenährten Pilger mit Stab und Nuschel, die Fischer, Gondolieri, Bauern und Bäuerinnen unter Tanzmusik, Mandolinengelimmer und Tambouringeraffel ihre Allotria treiben. Abends gibt das bei glänzender Beleuchtung ein herrliches Bild, das Malerherzen begeistern muß. Noch schöner ist der Anblick, den die Hauptkanäle und die Lagunen mit den hin- und herfahrenden, festlich erleuchteten Barken bieten. Serenaden klingen vom Wasser her und Leuchtflugeln schießen wie feurige Meteore zum Himmel empor, um farbenprächtiger zu vergehen. Den Höhepunkt der Feier bildet der Trauerzug des Prinzen Karneval, der zugleich das Finale bildet, denn bei Einbruch der Nacht wird der Held unter einem schauerlichen Konzert aller möglichen Frikations- und Schlaginstrumente hinausgetragen zur Piazzetta, um den Tod des Verbrennens zu erleiden.

Nizza, die große Fremdenherberge, hat sich seit dem Jahre 1872 ebenfalls einen Karneval zugelegt. Was tut man nicht, um ein internationales Publikum, das Jahr für Jahr einige Millionen Franken spendet, zu amüsieren! Der Nizzaer Karneval ist pompös, der große Karnevalszug mit seinen Duzend umfangreicher Wagen, Meisterwerken dekorativer Kunst, seinen zahlreichen Musikkorps, seinen Maskenschwämen und sonstigen Zutaten ist sehenswert, das Leben und Treiben bunt und wechselreich, die Zahl schöner Frauen und eleganter Tänzerinnen Legion, aber man spürt die künstliche Mache, das Parvenütum, das Fehlen des Althergebrachten und Volkstümlichen. Durch alles Fluten und Vergnügen weht ein kalter Zug — es fehlt der goldige, warme Humor, der, wie es in der Fastnacht am Rhein der Fall ist, versöhnend und verklärend in die Tollheit hineinleuchtet.

freund Star.

Von C. Schenking.

Sobald die ersten leisen Regungen der wieder erwachenden Natur sich bemerklich machen, wird auch das Völkchen der Stare mobil. Von dem Gipfel der noch lahlen Bäume lassen sie ihr zwitscherndes Pfeifen hören, zur Freude des den Frühling erhardenden Menschen. Ja, man hat ihn gern, den zutraulichen und gelegrigen, den lustigen und possierlichen Vurschen, den man den Hanswurst unter den Vögeln nennen könnte. Ein allbekanntes Kinderliedchen begrüßt ihn als den wieder Heim-

gekehrten. Ein Zugvogel in dem wahren Sinne des Wortes ist der Star aber längst nicht mehr. Fast in allen Teilen Deutschlands bleiben selbst in strengeren Wintern größere oder kleinere Stige zurück, die sich in der unwirtlichen Zeit durchschlagen, so gut oder schlecht es eben gehen mag. Aber auch die wandernden Individuen dehnen ihre Reise nicht weit aus: im südlichen Europa und nördlichen Afrika verweilen unsere Mitarbeiter in Wald und Feld während der wenigen Wochen, die sie von uns fern sind, denn erst spät im Herbst schicken sie sich zur Reise an und schon mit den ersten Strahlen der Februarionne treffen sie wieder ein, um die Häuschen zu beziehen, die man ihnen allerorts angebracht hat. Es ist eine schöne Sitte, diesem außerordentlich nützlichen Vogel künstliche Niststätten zu bieten, zumal der heutige Forstbetrieb hohle Stämme, Baumstumpfe usw., die die natürlichen Nistplätze des Vogels bilden, nicht mehr duldet.

Sobald sich die Stare wieder heimisch fühlen, gehen sie daran, die Wohnung auszubessern, den vorjährigen Schutt zu entfernen und Baumaterialien zu dem neuen Neste herbeizutragen. Alles das ist Sache des Männchens, und es unterzieht sich diesem Geschäft mit so großem Eifer und mit solcher Hingebung, daß, wenn das Weibchen die Schwelle des Hauses überschreitet, fast nichts mehr zu tun übrig bleibt. Mit dem Nestbau werden allerdings nicht viel Umstände gemacht: Stroh- und Grasshalme und einige Blätter werden lieblich zusammengeworfen, die Mulde mit Federn und Wolle ausgekleidet und die Kinderwiege ist fertig. Ost werden bereits Ende April im Nest vier bis sieben einfarbig blaugrüne Eier gefunden, die vom Weibchen 14 Tage lang bebrütet werden. Schon im Mai ist die erste Brut flügge und im nächsten Monat folgt die zweite. Während des Brutgeschäftes sorgt das Männchen für Unterhaltung. Unfern des Häuschens läßt es seinen Gesang erschallen, der freilich mehr Geplauder ist. Raumann bezeichnet ihn als aus einer Menge Strophen zusammengesetzt, aus denen sich ein pfeifendes, gedehntes „Hooid“ und ein hohes „Zieh“ markant hervorheben, während die anderen Weisen bald schnurren und schnattern, bald leiern, bald zu sprechen scheinen, so daß alles zusammen ein wunderbares Gemengsel verschiedenartiger Töne ergibt. Sind aber die Jungen ausgekommen, so hört die Singerei auf. Rührend ist die unermüdete Sorgfalt, die unerdrossene Tätigkeit, mit der die Alten für die Brut sorgen. Bald erscheinen die Jungen vor dem Neste und nicht lange, so zieht die Familie fort, andere schließen sich an und zu großen Schwärmen vereinigt, streift die ganze Gesellschaft in der Gegend umher. Namentlich besuchen die Vögel Weideplätze und Viehtristen, wo sie sich fürchtlos zwischen den Herdentieren bewegen, sich auf deren Rücken setzen und ihnen allerlei lästige Gäste ablesen. Dies ist ein Akt von Mutualismus, das ist gelegentliche Bergeschäftlichkeit von verschiedenen Tierarten zu gegenseitigem Vorteil, wie er auch zwischen Krokodil und Krokodilwächter, zwischen Wildrindern und Elefanten einerseits und gewissen Vogelarten andererseits besteht. Sind die Jungen in längerem Beisammensein mit den Alten in alle Künste des Starlebens eingeweiht, so lehren letztere zu ihrem Neste zurück, um das Brutgeschäft von neuem zu beginnen. Die Jungen vereinigen sich während dessen zu mitunter ganz enormen Schwärmen; man hat solche beobachtet, die schätzungsweise 2000 bis 3000 Individuen zählten. Abends suchen sie gemeinsame Schlafplätze auf, die sich gewöhnlich in Laubwäldern oder im Geröhrig der Gewässer befinden. Hier sind die noch unerfahrenen Jungen zwar den Nachstellungen ihrer zahlreichen Feinde ausgesetzt, aber ihr geselliges Beisammensein und ihre Wachsamkeit läßt die Gefahr schneller erkennen. Wo Hunderte und Tausende von Vögeln beisammensitzen, gibt es viele, die nicht schlafen und vor dem Feinde warnen, sobald er naht. Ihr Geschrei ermuntert die übrigen und die Gefahr ist abgewendet.

Ist auch die zweite Brut herangewachsen, so vereinigen sich die Vögel zu geradezu kolossalen Zügen, die sich bald hier bald dort aufhalten. Nach den Mitteilungen eines fleißigen Beobachters flogen dann mitunter mehr denn 50 000 Individuen zusammen. Es ist selbstverständlich, daß diese nicht einem Gebiet entstammen. Die stattliche Armee rekrutiert sich vielmehr aus Schwärmen, die aus Entfernungen von 5—10 Kilometer herbeieilen, um gemeinschaftlich zu übernachten. Ebenso selbstverständlich ist es, daß beim Einfallen derartiger Schwärme in das Geröhrig der Teiche und Seen ein ganz erklecklicher Schaden verursacht wird, wenn man nämlich berücksichtigt, daß ein Rohrfeld, wie man sie im Holsteinischen findet, einen höheren Wert repräsentiert, als ein ebenso großes Weizenfeld. Je näher der Herbst heranrückt, desto weiter gehen die Vögel nach Süden. Und wenn sie schon im mittleren und westlichen Deutschland zu Weinbergspflünderern werden, so werden sie in den Weingebirgen Oberitaliens und Südfrankreichs geradezu schädlich, denn ihre Züge werden immer größer. Daher ist man dortlands auch nicht gut auf den Star zu sprechen. Haben sich die Vögel trotz aller Abwehrmittel und Vorsichtsmaßregeln in der Weerenchmauserei gütlich getan, dann überfliegen sie in wolkenbildenden Schwärmen das Mittelmeer. So berichtet ein Kenner der afrikanischen Vogelwelt, daß Starzüge mit donnerähnlichem Geräusch über ihn weggeslogen seien, und ein anderer schätzt die Individuen einer solchen Starwolke auf mindestens 2 500 000 Stück!

Nur zu solchen Schwärmen vereinigt richtet der Star Schaden an. Die kleinen bei uns vorkommenden Züge plündern wohl einmal eine Kirschpflanzung, fallen auch in einen Weinberg ein, doch wiegt ihr Nutzen den verursachten Schaden reichlich auf. Diese Vögel sind nämlich in erster Linie Insektenfresser und sie sondieren mit ihrem Schnabel überall herum nach Raupen, Käfern usw. Es ist sehr an-

stehend, eine Anzahl Stare auf einer Wiese zu beobachten, wenn sie der Jagd obliegen. Emsig laufen ihrer mehrere, denn sie sind ausgesprochen gesellige Vögel, auf dem Plane umher, mit dem Kopfe nickend, einmal nach rechts, dann wieder nach links abshwendend, wo nur immer im niederen Grase ein Beutesüß ihre Aufmerksamkeit fesselt. Jetzt macht der eine einen drohtigen Aufsprung, denn ein junger Grashüpfer verließ sich auf seine Schenkel und wollte entfliehen. Ein anderer hat im Boden ein Loch entdeckt, tastet mit dem Schnabel hinein und verspürt einen Regenwidm, den er ans Tageslicht zieht. Da dieser aber groß ist und voll Lebensenergie steckt, so sträubt er sich, windet sich, schlängelt sich hin und her, und der kleine Jäger hat seine liebe Not, den Lederbissen zu bewältigen. Im Lande der Wiese, nach dem Gehölz zu, liegt noch moderndes Laub vom vorigen Herbst her. Darüber hat sich ein dritter Star gemacht, dreht sorgsam mit dem unschätzbaren Schnabel Blatt für Blatt um und späht nach allerlei Gewürm. O, es sind eifrige Insektenjäger, die Stare, und äußerst nützliche Vögel. Lenz, einst Lehrer an dem berühmten Institut Schnepfenthal im Thüringer Walde, hat berechnet, daß eine einzige Starenfamilie täglich über 350 Insekten und Schnecken verzehrt.

Die Stare sind aber auch schöne Vögel! Wie schillert und gleißt grün und rot ihr Federkleid an Hals und Brust, wie prächtig heben sich die weichen Lufpen und Tropfenflecken vom dunklen Untergrund ab! In einigen Wochen wird auch der Schnabel ein schönes Aussehen haben. Jetzt ist er noch grau, aber dann wird er, beim Männchen wenigstens, ganz goldgelb sein. Wenn aber die Kleinfunderwirtschaft vorbei ist, ergraut er wieder mehr und mehr, und im Herbst und Winter erscheint er ganz dunkel. Dergleichen Umsärbungen des Schnabels finden bei ziemlich vielen Vögeln, besonders männlichen, einmal im Leben statt, dann nämlich, wenn sie, im ersten Frühjahr nach ihrem Inslebentreten, in das heiratfähige Alter kommen. So ist es unter andern sehr auffallend bei dem Amselmännchen, das im ersten Jahre einen schwärzlich-bräunlichen Schnabel hat, aber im Frühling des zweiten einen orangeroten bekommt. Weit seltener ist, daß, wie beim Star, ein und dasselbe Individuum seinen Schnabel in jedem Jahre verfärbt.

Kaum ein anderer Vogel eignet sich in gleicher Weise als Stubenvogel wie der Star. Harmlos läuft er zwischen den Hausbewohnern hin und her, ist dauerhaft, vorsichtig, erfreut durch sein possierliches Wesen, beschaute jedes Ding neugierig, schließt mit Hund und Katze Freundschaft und liebt ihnen die Schmaroger ab, zirkelt alle Klagen und Lächer mit dem Schnabel aus, ahmt Laute und Tierstimmen nach, lernt, auch ohne daß man an ihm die qualvolle Operation des Jungenslörens vornimmt, Worte nachsprechen, kurz, er ist für das Zimmer, die Vogelstube und einen großen Käfig der dankbarste und beste Vogel. Zudem gehört er zu den wenigen seines Geschlechts, die von ihrem Pfleger körperliche Nüchternheit ertragen, ohne scheu zu werden und verhält sich der Nute gegenüber genau so wie der Hund. Der verstorbene Vogelkennner und geschickte Vogelpfleger Hofrat Liebe in Gera, der mitunter über 200 Käfigvögel hielt, erzählt in seinen Schriften von einem an die Neitpeitische gewöhnten Star folgendes: Ich besah einst viele Jahre hindurch einen Star, den ich mit Hilfe der Neitpeitische gewöhnt hatte, während des Winters in der Wohnstube frei auf einem Papageiständer sich zu bewegen, der auf einem großen Papierbogen in der Ecke stand. Solange sich jemand in der Stube aufhielt, zeigte er kein Verlangen, seinen Ständer zu verlassen und weitere Ausgänge im Zimmer zu unternehmen; befand er sich aber längere Zeit allein, dann konnte er der Versuchung, von seiner Warte herabzu steigen, oft nicht widerstehen. Trat man jetzt ins Zimmer, so schlich er, geduckt wie ein Hund mit bösem Gewissen, in möglichst flachem Boden längs der Wand herum und strebte seinen Ständer wieder zu gewinnen. Sehr komisch sah es aus, wenn er, um einen über den Papierbogen hinaus gefallenem Lederbissen zu erlangen, am Rande des Bogens auf- und abtrippelte und dabei nach der Neitpeitische schielte; wagte er endlich die Ueberwindung der Grenze und griff man nach jener, so suchte er schleunigst den Vogen und seine Sitzstange wieder auf, nicht ohne seinen Kerger durch scheltende Laute Luft zu machen. Später half er sich in allen Fällen, indem er das Dienstmädchen, das mich beim Füttern zu unterstützen pflegte, umarmte, setzte bei ihrem Zunamen rief, bis dieses aus der Küche kam und ihm den ersehnten Bissen wieder zuschob.

Der gezähmte Star frist alles, was man ihm gibt: Brot, Kartoffeln, Fleischstückchen, Grünes, Obst usw. Halbflüge oder flüge aus dem Neste genommen, füttert man die Jungen zunächst mit Semmel und weichem Käse, dann mit Mehlwürmern und sonstigen kleinen Würmern, bis sie allmählich an das gewöhnliche Futter gewöhnt werden. In der Vogelstube halte man ihm die Flügel gesäubert, so daß er keinen Unrug an den Nestern anstellen kann, und man wird an dem spaßhaften Vurschen einen angenehmen Gesellschafter haben.

Kleines feuilleton.

Kunst.

Führer durch die Museen Berlins. (Im Verlage der Neuen Freien Volksbühne Berlin.) Die kleinen Bändchen, die nur Verantwortl. Redakteur: Hans Weber, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärtsbuchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

den Mitgliedern zugänglich sind, verdienen aufrichtiges Lob. Vor allem darum, weil sie nach Möglichkeit die Gefahren solch knapper und wortlanger Zeitsaden meiden: die urteilslose Registrierung eines willkürlich gewählten Materials oder den Drill nach einem subjektiven Geschmacksschema. Soweit das in Dingen der Kunst wünschenswert und erreichbar ist, wahren diese Pfadfinder eine gründliche Sachlichkeit; sie verschweigen aber nicht die Zwiespältigkeit der Anschauungen über manches Wert und manche Schule, sie predigen nicht stumme Verückung, sie wollen zum selbständigen Erleben der Kunst hinleiten. — Ueber die Nationalgalerie schrieb Ernst Schur. Für die kluge Art charakteristisch ist sein Spruch über Knaus, dem wir heute gerecht werden können, weil wir ihn nicht mehr bekämpfen müssen. Auch die Bedeutung der Binten von Kethel zu Hodler, von Hofmann zu Baluschek, von Steffed zu Liebermann zeigt die für solche Begleitung allein richtige Methode des Vergleichens aus dem Eindruck. Es wird kein festes Skelett der Entwicklung gegeben; der Beschauer (der Leser) muß die Zusammenhänge selber erfüllen. — Max Deri führt durch das Kunstgewerbemuseum. Er beginnt mit einem Versuch, die ästhetische Einführung zu erklären: „Die Formen baulicher und kunstgewerblicher Art liest man am leichtesten, indem man sich selber als den Gegenstand denkt.“ Das hat etwas für sich, dürfte aber nicht immer ganz leicht zu vollziehen sein. Freimütig spricht Deri seine Bedenken gegen die mit Figuren und Allegorien überladene, italienische Majolika, auch gegen die holländischen Landschaftsteller; nicht weniger energisch wendet er sich gegen dekorativ überreizte Kuriositäten, wie den Pommerischen Kunstschrank. Stets sucht er durch die Neugierlichkeiten, durch den schönen Schein, hindurch, zu dem Geist der Form und zu den wirksamen Kräften der Zeit zu leiten. So sagt er von den beiden frühesten Wehern des Lüneburger Ratshäusers: „Sie haben von der Gotik noch das nervig Kantige im aufsteigenden Fuß, das Organische und lebendig Bewegte im gedrehten Körper, das nach oben Gewendete, frei Ausblühende in der Bekrönung. Der Kraftstrom geht von unten nach oben; der Weher setzt sich nicht im Stehen nach unten, sondern er streckt sich, schraubt sich empor, wie ein lebendig wachsendes Ding.“ Man darf wohl sagen, daß nach solcher Weise auch des Ungeübten Empfindung für das Künstlerische im Kunstwerk erschlossen werden kann. — Das Kaiser-Friedrich-Museum wurde von Ernst Diez bearbeitet. Mit Recht fordert er, daß, wer ein Bild gründlich verstehen will, sich nicht damit begnügen darf, es genießend anzuschauen, es vielmehr bewußt beschreiben müsse. Ein wenig weit scheint die Forderung zu gehen, die solchem beschreibenden Anschauen bei jedem Museumsbesuch nur ein Bild gestatten möchte. Prinzipiell abzulehnen ist die von Diez empfohlene Methode der Deutung; sie verirrt sich im Literarischen, lenkt also vom Malerischen ab. Im übrigen bewältigt auch dieser Führer die Fülle des Stoffes gewandt, aber ohne Bergewaltigung. — Die Bändchen sind in lesbarer Type gedruckt, gefällig ausgestattet und mit einigen erträglichen Abbildungen versehen.

R. Br.

Naturwissenschaftliches.

Bazillen im Kinematographen. Der Gedanke, die Kinematographie der Wissenschaft dienstbar zu machen, ist schon vor geraumer Zeit in die Praxis umgesetzt worden. Bereits über ein Jahrzehnt ist es her, daß der bekannte französische Gelehrte Dohrn chirurgische Operationen im beweglichen Bilde zeigte und so besonders der Lehrfähigkeit der Chirurgen ein neues Hilfsmittel brachte. Inzwischen ist man auf diesem Wege erheblich fortgeschritten. Die wunderbaren kleinsten Lebewesen, die bisher nur der Forscher in ihrer Lebenstätigkeit unter dem Mikroskop, unter viel tausendfacher Vergrößerung beobachten konnte, sind bereits kinematographiert worden, und auch der Laie ist jetzt instande, die Lebensvorgänge dieser Wesen, das Herztörstörstörstör, das sie im menschlichen Körper verrichten, im Bilde vor sich vorüberziehen zu lassen und so einen Einblick in die Geheimnisse der Biologie und Bakteriologie zu tun. In meisterhafter Vollendung führte Dr. Comandon aus Paris eine Reihe von Kinematographien dem Berliner Publikum vor, die er mit Hilfe der bekannten Filmfirma Pathé Frères in Paris angefertigt hat. Von den gezeigten Bildern sind besonders diejenigen, die die Tätigkeit der verschiedenen Krankheitserreger zeigen, für den Laien interessant. Die Komabazillen, die die Erreger der asiatischen Cholera sind, sieht man vor sich in lebhafter Bewegung; ebenso beobachtet man die Erreger der Schlafkrankheit und anderer Erkrankungen bei ihrem Vernichtungswerk, wie sie in die Blutkörperchen eindringen und sie zerstören. Man sieht aber auf einem anderen Bilde auch die Abwehr des Körpers gegen diese Feinde. Die weißen Blutkörperchen nehmen den Kampf gegen die Eindringlinge auf, umfassen sie vor unseren Augen und absorbieren sie. Der Erreger der Syphilis — die Spirochaeta pallida — erscheint in 40000facher Vergrößerung. Ein anderes Bild stellt den Blutkreislauf, die Bewegung der Blutkörperchen in den kleinsten Gefäßen dar. Eine ausführliche Aufzählung der gezeigten Bilder würde hier zu weit führen. Es zeigen aber die Comaudonschen Kinematographien, daß ein solch reicher Belehrung durch die „Kientöpfe“ geschaffen werden kann, und es liegt an dem Publikum — nicht zum mindesten an der Arbeiterschaft —, durch seinen Einfluß aus dem „Kientopp“ die Sensations- und Paradenbilder zu entfernen und ein Bildungsmittel zu schaffen.